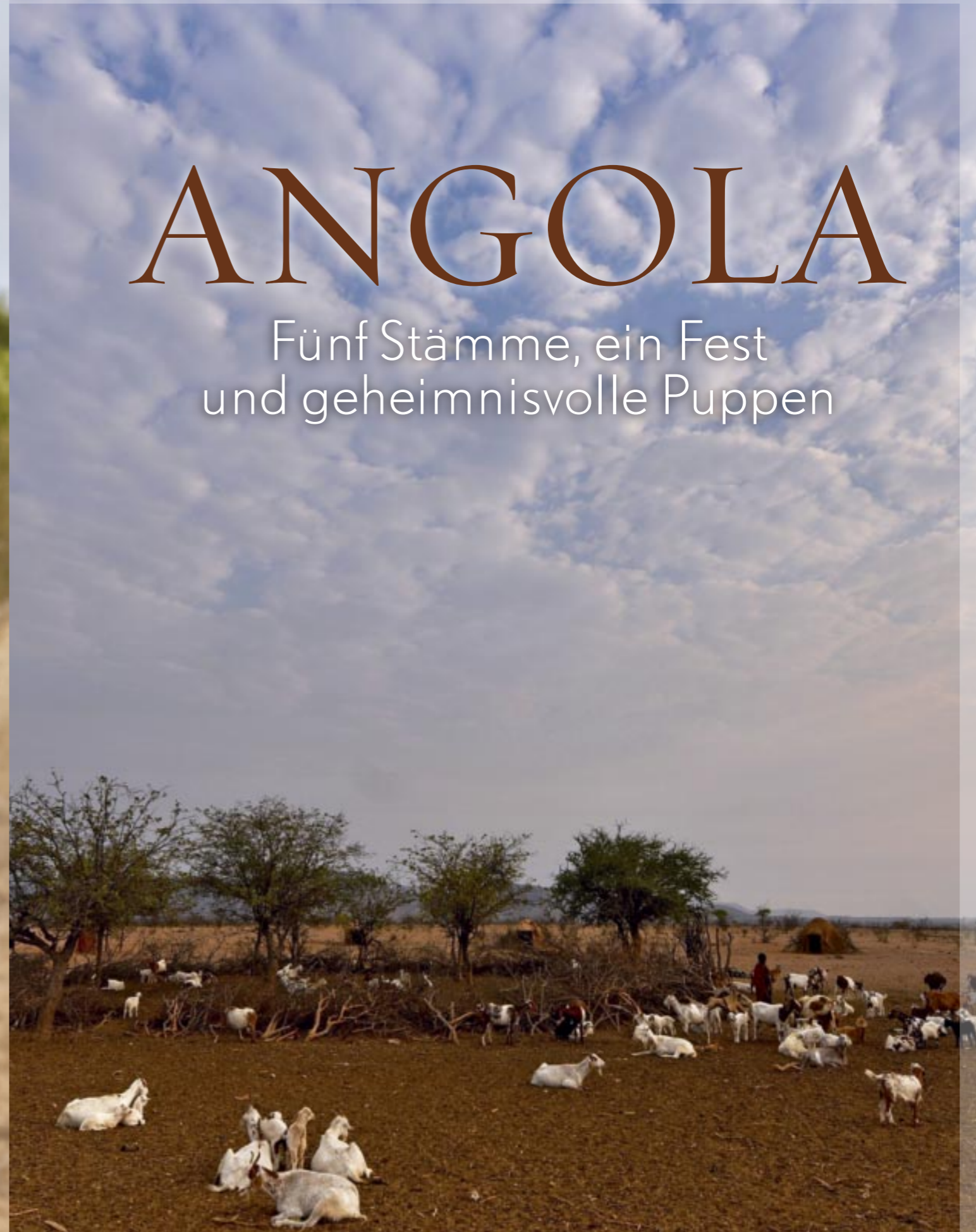




ANGOLA

Fünf Stämme, ein Fest
und geheimnisvolle Puppen





Wer schön sein will, muss leiden – das gilt auch in Angola. Die Frauen vom Stamm der Mumuila (u.l.) beispielsweise schmücken sich mit perlenverzierten Lehmzöpfen und ihr Hals ist quasi „eingemauert“. Eine Konstruktion, die sich nicht ablegen lässt und durch die sich das Schlafen schwierig gestaltet.

Im Südwesten Angolas leben semi-nomadische Hirtenvölker wie die Muchimba und die Mucawana, die mit ihren Ziegen und Rindern durch die Savanne ziehen. Sie zu finden und ihre Lebensweise kennenzulernen, war das Ziel der Reise von Holger Hoffmann und Sylvia Furrer. In den Kralen wurden die beiden Reisenden aus Europa herzlich willkommen geheißen und konnten in das traditionelle Leben der verschiedenen Volksstämme eintauchen, das für sie allerdings einige Rätsel offenließ.

Text: Sylvia Furrer
Fotos: Holger Hoffmann



Als wir in Bern unsere Visa abholen, bemerkt der angolische Botschafter Osvaldo

dos Santos Varela: „Sie werden erstaunt sein, wie sich Luanda seit Ihrer letzten Reise 2010 durch den Bauboom verändert hat.“ Unseren Hinweis, dass wir in den Südwesten des Landes gehen, um dort die fünf Volkstämme der Muchimba, Mudimba, Mucawana, Mucubal und Mumuila zu besuchen, kommentiert er allerdings mit: „Nun, dort hat sich wohl kaum etwas verändert.“

Begleitet werden wir auf dieser Reise von Frans de Witt, einem in Namibia lebenden Buren, der früher Wildhüter ausbildete und sich heute darauf spezialisiert hat, südafrikanische Sportfischer zu den besten Fischgründen Angolas zu führen. Frans versteht sich hervorragend mit den Einheimischen, ist ein guter Fahrer und Koch und sorgt immer zuverlässig für einen „Sundowner“. Ganz besonders wichtig für uns sind jedoch seine Sprachkenntnisse: Er spricht neben Afrikaans und Englisch auch Portugiesisch und etwas Herero. In Angola ist Englisch kaum verbreitet, und bei den Stämmen, die wir besuchen möchten, ist selbst Portugiesisch, die offizielle Landessprache Angolas, weitgehend unbekannt.

Auf Spurensuche im Busch

Ausgangspunkt unserer Reise ist Lubango, die drittgrößte Stadt Angolas. In einem Supermarkt decken wir uns nicht nur mit Lebensmitteln für die nächsten 14 Tage ein, sondern kaufen auch Mais, Bohnen, Salz, Zucker, Tabak und Seife als Gastgeschenke. Dann geht's mit dem Land Rover los gen Süden



in Richtung Oncócu. Nach gut zwei Stunden verlassen wir in Cahama die asphaltierte Straße und sind von da an tagelang in der ausgetrockneten Savanne auf Pisten unterwegs, von denen wir manchmal den Eindruck haben, sie enden früher oder später im Busch. Ab und an begegnet uns ein Motorrad, ein Auto oder eine Herde Ziegen, Schafe und Kühe mit ihrem Hirten. Die Kralen – kreisförmig von einem Dornenbuschwall geschützte Gehöfte – liegen selten in Sichtweite der Piste. Wir werden zu echten Spurenlesern: Auf der Suche nach einem Kral folgen wir manchmal kilometerweit einem Trampelpfad, in der Hoffnung irgendwann auf Menschen zu stoßen.

So kommen wir etwa eine Stunde vor Oncócu in ein Tal, in dem viele gewaltige Baobabs stehen. Einige Frauen und Mädchen stehen rund um einen Mopanebaum, dessen Blätter an Engelsflügel erinnern, und pflücken etwas von den Ästen. Wir sprechen sie an und erfahren, dass sie zum Stamm der Mudimba gehören. Die Frauen tragen nur wenig Schmuck. Neugierig wollen wir wissen, was es denn da zu essen gibt, und sie zeigen und bereitwillig die winzigen, süßen Perlen aus Harz, die sie von den Ästen pflücken. Da sie uns sichtlich schmecken, bietet uns eine der Frauen noch eine Frucht des Baobab an. Frans hilft beim Öffnen, da wir uns ziemlich unbeholfen anstellen, was natürlich zu Lachen auf der anderen Seite



Recycling auf afrikanisch: Die Mucawana-Frauen umwickeln ihre unzähligen kleinen Zöpfe mit dem bunten Metall von Aludosen. Jede Ethnie hat ihren ganz individuellen Kopfschmuck.

führt. Der Inhalt der Baobab-Frucht besteht aus einem weißen, trockenen Schaum, der wegen seines hohen Vitamin C-Gehaltes säuerlich schmeckt. Dazwischen stecken die herzförmigen, bohngroßen Samen, die geröstet als Kaffeeersatz verwendet werden können. Männer treffen wir in diesem Kral keine an. Sie sind mit der Herde unterwegs. Auf dem Weg nach Oncócuca sehen wir die Tiere vereinzelt zwischen den Büschen, nach den Männern halten wir jedoch vergeblich Ausschau.

Beim Initiationsfest der Mucawana

Oncócuca ist ein Marktflecken, zu dem täglich aus allen Himmelsrichtungen Mucawana- und Muchimba-Frauen strömen, um ihr Gemüse und ihr Maisbier zum Kauf anzubieten. Hier heuern wir zusätzlich David als Führer und Übersetzer an. Er führt uns zum Soba, dem Stammeschef der Mucawana, der gerade dabei ist, sich einen neuen Kral zu bauen. Wir können beobachten, wie vor allem Frauen Holzpflocke schleppen. Die Mucawana-Frauen fallen durch einen ganz besonderen Kopfschmuck auf: Ihre Stirnhaare sind zu einem festen Dutt arran-

giert, während aus den Nackenhaaren viele kleine Zöpfe geflochten und mit dem bunten Metall von Aludosen umwickelt werden. Während der Mittagshitze ruhen sich die Frauen im Schatten der Bäume aus, essen gekochtes Ziegenfleisch und trinken Maisbier, das vom Soba als Lohn spendiert wurde. Da er sehr beschäftigt ist, regt er an, dass wir ihn am nächsten Morgen besuchen sollen.

Nach einer ruhigen, angenehm kühlen Nacht im Busch fahren wir erneut zum Kral des Sobas. Das Wiedersehen fällt etwas unterkühlt aus. Wir erfahren, dass er sich krank fühlt, wobei es sich den Symptomen nach zu urteilen auch um einen Kater vom vielen Maisbier handeln könnte. Als wir schließlich mit ihm und seinen beiden Frauen auf einer schattigen Veranda sitzen, kreisen unsere ersten Fragen um das Amt des Sobas. Uns interessiert, welche Qualitäten einen guten Soba ausmachen und ob eine Frau auch Soba werden könne. David übersetzt für uns: „Der Soba wird von der Bevölkerung gewählt und ja, auch Frauen können gewählt werden.“ Wir sprechen noch eine ganze Weile über das Klima, die Wasserversorgung,

Gesundheit, Straßen und Politik. Der Soba zeigt sich dabei sehr zufrieden mit der MPLA, der Partei, die letztendlich den Bürgerkrieg gewonnen hat und seither den Präsidenten stellt. Bevor wir aufbrechen, gibt er uns noch einen Tipp: „In der Nähe findet ein Initiationsfest statt. Ihr werdet dort willkommen geheißen, aber bringt sicherheitshalber Bier mit.“

Gefühlsmäßig etwas hin- und hergerissen, was da wohl auf uns zukommen wird, suchen wir den Kral. Unterwegs treffen wir auf eine junge Frau, die dasselbe Ziel hat und uns den Weg weisen kann. Nicht ohne Scheu steigt sie ein und klemmt sich beim Schließen der Tür fast die Finger ein. Es dürfte ihre erste Autofahrt sein.

Bei unserer Ankunft informiert uns David darüber, dass es sich bei diesem Initiationsfest um die Feier der Menarche zweier Mädchen handelt. Die ganze Gemeinschaft ist offenbar eingeladen, es ist ein ständiges Kommen und Gehen, Essen, Trinken, Tanzen, Geschenke überreichen. Männer und Frauen sitzen getrennt in Gruppen zusammen und die jungen Mädchen scharen sich um einen Baum außerhalb des Krals. In dessen Schatten kauern die beiden zu Feiern, nicht gerade glücklich dreinschauend, mit zerzauster Frisur und mehr schlecht als recht in verblasste Decken gehüllt. Auch

unsere Geschenke verführen sie zu keinem Lächeln; dagegen sprühen die umstehenden Frauen und Mädchen vor Lebensfreude. Jungen nehmen nicht an dem Fest teil, sie sind im Busch und hüten das Vieh. Ab und zu wird ein Motorrad losgeschickt, um in Oncócuca die Kanister wieder mit Maisbier aufzufüllen. Stundenlang kocht in großen Töpfen das Rindfleisch. Männer, Frauen und Mädchen sitzen auch beim Essen getrennt. Nachdem alles Fleisch verzehrt ist, werden die Knochen aufgeknackt und das Knochenmark verteilt. Auch wir kommen in den Genuss eines schönen Stücks. Bei den Kindern steht eine Schüssel voll Zucker, den sie sich mit Hilfe der Blätter des Mopanebaums gegenseitig in den Mund schieben.

Anschließend lassen einige Männer ihre fünfsaitigen Bogenlauten erklingen, doch leider erweist sich keiner als sonderlich talentiert. Da packt sich eines der Mädchen eine Trommel und bearbeitet sie rhythmisch. Sofort scharen sich die anderen Mädchen um sie und beginnen zu tanzen. Ihre Beine und zum Teil auch die Arme sind voller Bastringe, die mit sanftem Rauschen die Bewegungen begleiten. Die Fröhlichkeit ist ansteckend und mit der Zeit tanzen sie immer ausgelassener in den Abend hinein. Das Fest dauert insgesamt drei Tage.

Aufforderung zum Tanz

Wenn die ersten Trommelschläge ertönen, gibt es kein Halten mehr





Die semi-nomadischen Hirtenvölker im Südwesten Angolas leben nahezu unberührt von der Zivilisation. Sie haben keinen Strom, keine technischen Geräte und kein fließendes Wasser. Ihr ganzer Stolz sind ihre Viehherden.

Treffpunkt Tiertränke

Als wir unsere Reise fortsetzen, treffen wir in der Gegend von Oncócuá auch auf die Muchimba, die zum gleichen Stamm wie die in Namibia lebenden Himba zählen. Der Besuch eines „Himba-Dorfes“ zählt zu den Höhepunkten einer jeden Namibia-Reise. Weniger bekannt ist, dass die Himba auch nördlich Kunene-Flusses leben, der die Grenze zu Angola bildet. Das Hauptmerkmal der Himba-Frauen ist die rote Paste, mit der sich die Frauen von Kopf bis Fuß einstreichen.

Die Muchimba lassen uns an ihrem Alltag teilhaben, sei es beim morgendlichen Kochen des Maisbreis, beim Melken der Ziegen, bei der Herstellung von Butter oder beim Hochhieven des Wassers an den Viehtränken, die gleichzeitig als Treffpunkt der Jungen und Mädchen dienen, die darauf warten, dass sie mit ihren Tieren an der Reihe sind.

Ebenfalls ein beliebter Treffpunkt sind die zur Weingewinnung geköpften und daher schon von Weitem erkennbaren Palmen am Flussufer. Ihr Saft wird in einem Kanister aufgefangen, in dem er durch die Sonneneinstrahlung zu gären beginnt. Nach einer gewissen Zeit stirbt die Palme ab und damit versiegt der Fluss des anregenden Saftes. Bereits am Nachmittag herrscht hier reger Betrieb. Im Schatten der Palmen sitzend, nutzen die Frauen die Gelegenheit, sich gegenseitig ihre Frisuren zu erneuern. Gerne nehmen sie die von uns spendierte Runde entgegen, nachdem einer der Männer geschwind die Palme hochgeklettert ist, um Nachschub zu holen. Als Gegenleistung für die nette Aufnahme und die Toleranz unserem Fotografieren gegenüber geben wir den Familien von unseren mitgebrachten Nahrungsmitteln.



Nicht selten werden wir von den Menschen mit Gesten begrüßt, die uns zu verstehen geben, dass sie Hunger haben und von uns etwas zu Essen oder Geld haben möchten. Unser Ziel ist es stets, bei den Verhandlungen über die Gegenleistung zufriedene Gesichter zu hinterlassen, was uns auch in der Regel gelingt. Die Viehzucht lässt die Menschen hier trotz längerer Trockenperioden überleben, übergewichtige Menschen sucht man allerdings vergebens. Für uns überraschend ist, dass die Muchimba und die Muawana, die in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander leben, trotz Futter- und Wasserknappheit keinerlei Konflikt haben, wie uns beide Seiten bestätigten.

Die Frauen mit den „Sport-BHs“

Wir verlassen die Region um Oncócuca und wenden uns nordwärts in Richtung Virei, wo die Mucubal leben. Während der zweitägigen Fahrt begegnen wir keinem einzigen Fahrzeug und kaum einem Menschen. Es hat hier seit vier Jahren nicht mehr geregnet. Die Nomaden sind bereits vor Längerem weitergezogen und ihre Krals sehen entsprechend verlassen aus. Gegen Abend entdeckt Frans auf einem Hügel dann doch die Umrissse von einigen jungen Mucubal-Männern. Wir fahren in ihre Richtung, finden aber keine Hütten. Schließlich entdecken wir ihr Lager, das nur aus einem Stall aus Dornengestrüpp für die Tiere, aufgetürmten Ästen als Windschutz, einer Feuerstelle, einigen Wolldecken und ein paar Mahlsteinen sowie Holzgefäßen und Kalebassen besteht. Die vier jungen Männer und drei Buben erzählen uns, dass sie schon seit Wochen in dieser Einöde fern ihrer Familien leben, weil die Tiere nur noch hier Nahrung finden. Wir fragen sie, ob wir bei ihnen übernachten dürfen und geben ihnen Salz, Mais und Bohnen. Sie bleiben scheu, lassen sich aber bereitwillig von uns bei der Arbeit mit den Ziegen und Rindern beobachten. Neben Mais ernähren sie sich vom Fleisch gestorbener Tiere, denn nicht alle Jungtiere überleben das karge Nahrungsangebot.

Beim Abschied am anderen Morgen füllen wir ihren Kanister noch mit Wasser auf, für uns sollte es noch bis zum Abend reichen. Als wir einer Motorradspur folgen, die von der Piste wegführt, gelangen wir Camp einer Familie. Ein Mann begrüßt

uns mit einem sympathischen Lachen. Auch hier sehen wir keine Hütten. Die Familie, bestehend aus mehreren Frauen verschiedenen Alters mit Säuglingen und einigen größeren Kindern und Jugendlichen, lebt unter freiem Himmel. Matratzen, Wolldecken und anderer Hausrat hängen in den Sträuchern. Ein halbrunder Wall aus Ästen schützt vor dem Wind und ein Feuer abends vor der Kälte. Der Anblick der Mucubal-Frauen lässt mich kurz zusammensucken: Ihre Brüste sind – egal, ob groß oder klein, prall oder schlaff – mit mehrfach um den Körper geschlungen Schnüren fixiert. Es sieht schmerzhaft aus, scheint sie aber nicht zu stören. Wir erkennen schnell, wir praktisch diese Oyonduthi genannten „Sport-BHs“ bei der täglichen Arbeit sind. Die umwickelten Brüste sind jedoch nicht die einzige Besonderheit der Frauen: Ihre Kopfbedeckungen, die Ompota, bestehen aus einem Korbgeflecht, das traditionell mit einem Bündel gebundener Kuhschwänze gefüllt und von einem blauen Tuch umhüllt ist. Ihre Schneidezähne sind spitz zugeschliffen. Wir sind begeistert von der Schönheit der Frauen und der Selbstverständlichkeit, wie sie mit uns umgehen. Kurz vor Sonnenuntergang erscheinen ein Junge und ein Mädchen mit zwei Eseln, beide beladen mit Wasserkanistern. Auf die Frage, woher das Wasser stammt, streckt der Junge seinen Arm aus und schnalzt zweimal mit den Fingern. Einmal Schnalzen heißt weit weg, zweimal schnalzen sehr weit weg. Die beiden waren zwei Tage unterwegs.

Die geheimnisvollen Puppen der Mumuila

Die letzte Etappe unserer Reise führt uns zurück auf das fruchtbare Hochplateau südlich von Lubango, wo die Mumuila leben. Im Vergleich zu den anderen Stämmen, die wir besucht haben, herrscht hier das angenehmste Klima und es kann Ackerbau betrieben werden. Entsprechend wirken die Krals solider und wohlhabender. Im Gegensatz zu den Hütten der Muchimba, die kegelförmig und mit Lehm überzogen sind, bestehen sie hier aus dicken, in den Boden gerammten Ästen.

Das eindrucksvollste bei den Mumuila sind jedoch die kunstvollen Frisuren und der Halsschmuck der Frauen. Aus den Haaren formen sie traditionell dicke, ockerfarbige oder



Praktisch, aber sicherlich gewöhnungsbedürftig sind die „Sport-BHs“ der Mucubal-Frauen. Die Mucubal-Männer unterstreichen ihre Attraktivität, indem sie immer zwei bis drei farbige Tücher um die Hüften und Schultern tragen.





Traditionelles Leben

In den Krals scheint die Zeit stehen geblieben zu sein



Souvenirshops sucht man hier vergebens. Stattdessen kann man auf dem Markt der Kleinstadt Chibia neben Obst und Gemüse auch die Dinge des täglichen Bedarfs erstehen, wobei Letztere natürlich durchaus schöne Souvenirs sein können.

rote Lehmzöpfe, die mit Glasperlen ganz individuell verziert werden, und ihr Hals ist quasi „eingemauert“ von einer festen, braunen Paste, in die ebenfalls farbige Glasperlen eingelegt sind. Eine Konstruktion, die nicht abgelegt werden kann und durch die sich das Schlafen entsprechend schwierig gestaltet, weshalb der Kopf nachts auf einen niedrigen Schemel gelegt wird.

Auf dem Markt in der Nähe von Chibia setzen wir uns fast schon wie Stammgäste auf eine Holzbank zu einer Marktfrau, die wir tags zuvor mit dem Auto mitgenommen hatten. Sie begrüßt uns denn auch mit einem Lachen und bietet uns einen Plastikbecher mit Tee an. Es dauert nicht lange und einige Mumuila-Frauen mit wunderschön dekorierten Lehmfrisuren setzen sich zu uns und erwarten, dass wir ihnen etwas Bier spendieren, was wir natürlich gerne tun. Wir genießen ihre Gesellschaft, denn nun können wir sie ausgiebig aus der Nähe bewundern. Nur nach ihrem Namen darf man sie nicht fragen, denn die Mumuila haben die Tradition, dass sie ihren Namen in Anwesenheit von Stammesangehörigen nicht nennen dürfen. Ein Mann bringt einen großen, aus bunt gefärbtem Stroh geflochtenen Korb. Ich bin begeistert von dem modernen

Dekor, doch leider ist er für den Transport viel zu groß, und ich muss dem Besitzer einen „Korb“ geben.

Nun diskutiert er mit den Frauen und es kommt Bewegung auf. Wir haben keine Ahnung, worum es geht. Des Rätsels Lösung lässt jedoch nicht lange auf sich warten. Eine Frau kommt auf mich zu und streckt mir etwas entgegen. Im ersten Moment bin ich perplex und weiß nicht, was ich da in den Händen halte. Bei genauerem Hinsehen ist die Überraschung groß: Es ist eine Puppe, gefertigt aus einem zylindrischen Holzkörper, der umflochten ist und an den richtigen Stellen zwei Ausbuchtungen für die Brüste hat. In Hüfthöhe ist ein für die Region typisches Stück Stoff mit einer Perlenschnur umgebunden. Der Kopf hat kein Gesicht, dafür viele Zöpfchen, die mit Perlen geschmückt sind. Ich habe noch nie so etwas gesehen. Die Puppe ist wunderschön, ein richtiges kleines Kunstwerk. Nach kurzem Handeln ist sie mein.

Als wir Stunden später an einem der Mumuila-Krals anhalten, kommt erneut eine Frau auf mich zu, die eine Puppe in den Händen hält. Dieses Exemplar hat eine Lehmfrisur – wie sie für die verheirateten Frauen üblich ist – und ist wirklich beeindruckend verziert. Wir einigen uns schnell auf denselben Preis und ich frage mich, ob hier das „Buschtelefon“ zum Einsatz gekommen ist. Hinweise, was es mit diesen Puppen auf sich hat, finde ich jedoch erst zuhause bei der Internetrecherche in der Dissertation von Maria Inês Ponte aus dem Jahr 2015 mit dem Titel „Crafted Children: An Ethnography of Making and Collecting Dolls in Southwest Angola“. Sie dienen offenbar nicht nur als Spielzeuge für Kinder oder als „Fruchtbarkeitspuppen“, sondern – wie die Autorin vermutet – auch zur Aufrechterhaltung von Beziehungen innerhalb der Gruppe. Trotz mehrmonatigen Forschungsaufenthaltes erschloss sich aber auch der Autorin die Bedeutung nicht vollends. Die größte Überraschung für uns ist jedoch die in der Dissertation erwähnte Tatsache, dass bereits in den 1930er-Jahren der Schweizer

Künstler und Ethnologe Théodore Delachaux 122 Puppen aus Süd-Angola in die Schweiz brachte. Damit verfügt das Musée d’Ethnographie Neuchâtel über die weltweit größte Sammlung dieser Puppen.

Ein Schnaps zum Abschied

Die letzten Tage unserer Reise verbringen wir in den Krals der Muchimba und können sie bei ihrer täglichen Arbeit beobachten. Dabei entdeckte ich in einer entfernten Ecke eines Krals eine seltsame Konstruktion, wie ich sie bislang nirgendwo gesehen habe. Einer der Männer ermuntert mich, hinzugehen und nachzuschauen, worum es sich handelt. Ein Ölfass steht schräg auf einem Feuer. Am oberen Ende steckt in einem faustgroßen Klumpen Lehm ein Rohr, das in einen etwa zwei Meter langen, waagrecht auf Astgabeln liegenden, ausgehöhlten und mit Wasser gefüllten Baumstamm führt. Auf der anderen Seite des Stammes kommt das Rohr wieder heraus und eine klare Flüssigkeit tropft in einen kleinen Plastikkanister. Es handelt sich um eine Schnapsbrennerei. Für den Schnaps und das Maisbier finden sich garantiert immer Abnehmer, was den Frauen auf dem Markt willkommene Einnahmen bringt und die Männer recht ins Schwanken geraten lässt. ■



Die Anwältin Sylvia Furrer und der Psychiater Holger Hoffmann haben auf mehr als 75 Reisen seit 1977 bislang 58 Länder außerhalb Europas besucht. Ihr Interesse gilt vor allem den Ureinwohnern der verschiedenen Länder, die ihre traditionelle Kultur bewahren und oft in abgelegenen Gebieten unter harten Bedingungen leben – von Sibirien bis in die Wüste Danakil, vom Dschungel West-Papuas bis in den Himalaya. www.chaostours.ch

ANGOLA reiseinfos

Anreise

Die Anreise erfolgt über die Hauptstadt Luanda. Lufthansa bietet einen Direktflug ab Frankfurt/Main oder fliegt in Kooperation mit Brussels Airlines via Brüssel. Die Flugzeit beträgt rund 9 Stunden. Die staatliche Fluglinie TAAG Angola Airlines fliegt ab Frankfurt/Main über Lissabon nach Luanda und verbindet zudem die wichtigsten Städte in Angola. Unter anderem erreicht man mit einem TAAG-Inlandflug von Luanda aus die Stadt Lubango im Süden des Landes. Dort kann man ein geländegängiges 4x4-Fahrzeug (Land Cruiser oder ähnliches) mieten, um die Region zu erkunden.

Einreise

Für Angola benötigt man ein Touristenvisum, das spätestens drei Wochen vor Reiseantritt bei der angolischen Botschaft beantragt werden muss – besser früher. Gültigkeitsdauer: bis zu 30 Tage. Die Gebühr beträgt 250 Euro. www.botschaftangola.de Für das Visum sind diverse Un-

terlagen und Nachweise erforderlich. Über den aktuellen Stand sollte man sich rechtzeitig vor der Reise auf der Homepage der Botschaft informieren. Zurzeit benötigt man folgende Unterlagen:

1. den ausgefüllten Antrag
2. Kopie des internationalen Impfausweises (mit Gelbfieber- sowie Hepatitis A und B-Impfung)
3. Hotel-Reservierung oder Bestätigung der Unterkunft durch einen Angolaner
4. Nachweis des Lebensunterhaltes (Lohnausweis des Arbeitgebers)
5. Reisepass und Kopie der Hauptseiten, die benutzt wurden (Reisepass gültig für mindestens 6 Monate)
6. zwei Passbilder
7. Nachweis des Flugtickets oder der Flugreservierung
8. Visumsgebühren

Seit 2018 können Touristenvisa auch online beantragt werden: www.smevisa.gov.ao Man erhält online eine Vorabgenehmigung, die bei der Einreise gemeinsam mit den auf der Webseite der angolischen Botschaft aufgelisteten Antragsunterlagen vorgelegt werden muss.

Sprache

In Angola werden viele lokale Dialekte gesprochen, die Amtssprache ist aber Portugiesisch und sie wird in größeren Ortschaften allgemein verwendet. Mit Englisch kann man sich kaum verständigen. Gelegentlich hilft ein Smartphone mit Übersetzungs-App. Auf dem Land kommt man oft selbst mit Portugiesisch nicht weiter. In der Regel findet sich jedoch überall jemand, der gegen ein Entgelt gerne Übersetzer- und Vermittlerdienste übernimmt.

Klima & Reisezeit

An der Küste und im Norden von Angola herrscht ein tropisches Klima, während es im zen-



tralen Hochland und im Süden des Landes gemäßigt-tropisch ist. Die Tagestemperaturen liegen ganzjährig zwischen 25 und 30 Grad. Die beste Reisezeit ist von Mai bis Oktober. Im Südwesten des Landes ist es überwiegend heiß und trocken, nachts kühlt es ab. Von November bis April herrscht in Angola Regenzeit.

Reisekasse

Die Währung heißt Kwanza. Euro oder Dollar können auf der Bank gewechselt werden. 3.000 Kwanza sind etwa 10 Euro. In Angola zahlt man in der Regel in bar. Kreditkarten werden in Hotels akzeptiert. Geldautomaten sind am Flughafen, in Hotels und Supermärkten auch außerhalb der Ballungszentren zu finden. Vor dem Flughafen in Luanda kann man jedoch auch pro-

blemlos schwarz wechseln. Erst auf diese Weise kommen die Preise in Angola auf ein europäisches Niveau, ansonsten ist das Leben in Angola recht teuer. Luanda gilt nicht zu Unrecht als eine der teuersten Städte der Welt. Es empfiehlt sich daher aus Kostengründen, wann immer möglich, Fahrzeug und Fahrer/Führer aus Namibia zu verpflichten, der aber mit dem Südwesten Angolas vertraut sein sollte.

Unterwegs

Die beiden Autoren dieses Beitrags haben ihre Reise individuell organisiert, da es in Angola keine Anbieter gibt, die Interesse an dieser Art von Reisen zeigen,

geschweige denn zu einem vernünftigen Preis. Sie waren mit dem Fahrer und Guide Frans de Witt aus Walvis Bay, Namibia, unterwegs (facebook@YonaSafaris). Gruppenreisen mit Expeditionscharakter und begleitete Selbstfahrtouren nach Angola werden von Diamir angeboten: www.diamir.de

Wer als Selbstfahrer im Busch unterwegs ist, muss unbedingt genügend Wasser und Benzin dabei haben. In jedem Dorf sollte man die Gelegenheit nutzen und nach Möglichkeit Benzin kaufen. Manchmal sind die Dorfbewohner auch mit Ersatzteilen bei Reparaturen des Fahrzeuges behilflich. Es empfiehlt sich, für die Besuche bei den Stämmen Lebensmittel als Zahlungs- bzw. Tauschmittel mitzuführen, die auf den lokalen Märkten erstanden werden können. Bewährt haben sich Mais, Bohnen, Zucker, Salz, Seife und Tabak. Auch um Wasser wird man häufig gebeten.

Unterkünfte

Auf der im Artikel beschriebene Reise gab es unterwegs keine Unterkünfte, außer in Lubango. Campiert wurde meist in der Nähe eines Krals, von deren Chefs zuvor die Einwilligung eingeholt wurde.



ARMES REICHES LAND

Die Menschen im Südwesten von Angola zählt zu den 43,4 Prozent der Bevölkerung, die **von weniger als 1,25 US-Dollar am Tag leben** müssen. Damit gehört sie zu den ärmsten der Welt. Die Kindersterblichkeit gehört mit durchschnittlich 96 auf 1.000 Geburten weltweit zu den höchsten, die Lebenserwartung liegt bei 52,7 Jahren, auch wenn die Gesundheitsversorgung in

Angola unentgeltlich ist. Dabei wäre **Angola ein reiches Land** – Luanda gilt als die teuerste Metropole der Welt (für ausländische Fachkräfte, die dort arbeiten) und die Tochter des ehemaligen Präsidenten als reichste Frau Afrikas. Das Land verfügt über **enorme Ressourcen vor allem an Erdöl**, aber auch an Diamanten, Mineralien und Marmor, hinzu kommt die Landwirtschaft und Fischerei.

Seit dem von 1975 bis 2002 wütenden Bürgerkrieg ist es überwiegend abhängig vom Erdöl. Dies führte bis 2008 zu einem Boom. Seither geht es mit Angola bergab. Größter Abnehmer des Öls ist heute China, das von Angola im Gegenzug riesige Ländereien erhält und perfekte Straßen und Eisenbahnlinien mit überdimensionierten Bahnhöfen baut, die von kaum jemandem benutzt werden. Die jährliche **Inflationsrate** liegt aktuell bei **über 25 Prozent**. Wer kann, flieht in ausländische Währungen. Entsprechend blüht der **Schwarzmarkt**. Wir erzielten dabei während unserer Reise einen um 40 Prozent bessern Wechselkurs, der sich inflationsbedingt innerhalb von 14 Tagen nochmals um 12 Prozent zu unseren Gunsten verbesserte. So kostete ein Zimmer im Flughafenhotel von Luanda statt 178 Euro nur noch erschwingliche 85 Euro, der Liter Diesel statt 69 Cent zwischen 33 und 41 Cent und für einen halben Liter Maisbier oder einen Deziliter selbstgebrannten Schnaps mussten wir auf dem Markt so nur rund 30 Cent zahlen.



Gesundheit

Eine Gelbfieberimpfung ist ebenso wie eine Hepatitis A- und B-Impfung bei der Einreise obligatorisch. Mindestens sechs bis acht Wochen vor Reiseantritt sollte ein Tropenarzt konsultiert sowie der Standardimpfschutz überprüft werden (Tetanus, Diphtherie, Keuchhusten, Polio, ggf. auch Masern, Mumps, Röteln, Influenza und Pneumokokken). Da in Angola ganzjährig und landesweit ein hohes Malarierisiko besteht, ist neben konsequentem Mückenschutz (helle lange Kleidung,

Moskitonetz, Insektenschutzmittel) eine Prophylaxe mit verschreibungspflichtigen Medikamenten notwendig. Abgesehen von den Mücken ist nicht mit gefährlichen Tieren zu rechnen.

Wasser muss grundsätzlich abgekocht oder mit Tabletten entkeimt werden. Beim Essen gilt die Grundregel: Koch es, schäl es oder lass es! Eine Auslands-Krankenversicherung mit Rückholtransport ist sinnvoll. Reiseapotheke sowie Impfpass mit eingetragener Blutgruppe nicht vergessen!



Muchimba-Mädchen mit traditioneller Zopf-Frisur